

Der Mensch – piktural und skulptural

Malerei und Skulptur von Prof. Dietmar Schmid
im Landratsamt in Aalen – 18. 01. bis 01. 03. 2019

Anrede

Lassen Sie mich mit einer Kurzgeschichte des für seinen schwarzen Humor bekannten britischen Schriftstellers Roald Dahl beginnen. Keine Sorge, die Geschichte mit dem Titel „Geschmack“ ist wirklich kurz:

Dahl stellt darin einen Weinkenner vor, der behauptet, die Herkunft und den Jahrgang von Weinen allein nach dem Geschmack angeben zu können. In einer Wette bietet er, im Falle eines sehr seltenen Weins, seine zwei Häuser, wenn er mit seinem Urteil daneben liegen sollte; der Gastgeber muss allerdings, für den Fall, dass die Angaben richtig sind, dem Mann seine Tochter zur Frau geben. Der Weinkenner gewinnt die Wette – zunächst. Dann bringt ein Diener die den Anwesenden bekannte Lesebrille des Weinfachmanns, um sie dem Mann zurückzugeben. Der vorgebliche Weinkenner wird als Betrüger entlarvt. Er hat sich heimlich ins

"Vorbereitungszimmer" geschlichen und die Flasche angesehen. Dabei hat er die Brille neben der Flasche liegengelassen.

Nun habe ich mich natürlich ebenfalls ins Vorbereitungszimmer geschlichen, um Ihnen etwas erzählen zu können. Im Wortsinne habe ich bei der Gelegenheit in Dietmar Schmid's Behausung dahinter geblickt. Hinter die Arbeiten unter dem Sammeltitle „Nonverbale Kommunikation“. Denn was man von vorne sehen kann, sind nur die Pigmente, die es dorthin geschafft haben. Schmid offenbart sich hier als verdeckter oder versteckter Maler, der nicht alle Karten zeigt, die er auf den Tisch legt.

Das klingt kryptisch, gebe ich zu. Heißt das, dass er mehr kann, als er zeigt? Oder mehr zeigt, als er kann? Nein, die Bilder liefern keinen Grund zum Lästern. Sie verraten uns Grundsätzliches über seinen malerischen Ansatz. Wichtig ist ihm die Textur, die sich aus dem Zusammenspiel oder der Kommunikation von Farbe, weißer Fläche und bruchstückhaft angedeuteter Form ergebende sinnliche Wirkung des Vlieses. Dieses Reiben, Kratzen, Schmierern, Tröpfeln und Klecksen bezeichnet der englische Autor und Maler Julian Bell in seinem Buch „Was ist Malerei?“ als „surrealistische Techniken“. Nach seiner Meinung haben sie in der Avantgarde der 50er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts deshalb eine so wichtige Rolle gespielt, „weil sie die physische

Präsenz des Malers im Gemälde in besonderem Maße spürbar machten“. Unter dieser Prämisse lässt der Untertitel dieser Serie „Im Spannungsfeld der Gefühle“ genügend Spielraum zur interpretierenden Betrachtung.

Sein körperliches So-Sein macht der Maler Dietmar Schmid vor allem in seinen Blind tastungen sichtbar und optisch erspürbar. Er erforscht sich – in unserem digitalen Zeitalter besser gesagt: er scannt sich mit der einen Hand, während die andere die Form auf der Leinwand umsetzt. Das kann putzig aussehen, weil diese Art der Selbstdarstellung umso grotesker wird, je mehr sie sich den Füßen nähert. Machen Sie mal in ihrer Vorstellung einen Selbstversuch. Sie werden staunen, auf welchem großen Fuß Sie plötzlich leben.

Bei der Recherche zum Begriff Blind tastung auf Wikipedia hat mir dieses Internetlexikon den Begriff „Blind tasting“ angeboten. Auf Englisch wäre ich ja am Ziel gewesen. Blind tasting. Aber was mache ich mit Blindverkostung? Na ja, so ganz abwegig ist das nicht. Der Künstler tastet blind sich selbst oder sein Modell ab und fragt sich, was das wohl sein mag, was er erfühlt. Das Ergebnis wird jedoch nicht im Hinterzimmer präsentiert sondern Coram populo, also im Beisein des Volkes.

An dieser Stelle möchte ich den blind tastenden Künstler verlassen und mich einem anderen

Themenkreis zuwenden. Der gesellschaftlichen Dimension. Es geht um Herrschaft, Macht und Abhängigkeit. Um „Oben und unten“. „Götter und Menschen“ hat Schmid eine großformatige Mischtechnik bezeichnet. Oben sind die Olympier und unten sind wir. Beispielhaft lassen sich hier Ort und Kunst zusammenführen. Die aus dem 4. Stock haben sich ins Parterre herabgelassen, wo das Volk harret. Dort oben regieren jedoch auch „Bildung und Kultur“. Ziemlich fest in Frauenhand. Das lässt mich hoffen.

Der Künstler allerdings sieht noch Handlungsbedarf. Neben der erwähnten hierarchischen Leinwand hängen zwei Bilder zum Thema „Erniedrigung“. Die Technik der Pigmentpenetration erhält dadurch einen unfreiwillig zynischen Beigeschmack. „Übergriffe“ visualisiert Schmid mit zeichnerischer Deutlichkeit auf den Bildern „# Me Too“, „Colonia Agrippina“ (zu der Horrornacht Silvester 2015 auf dem Domplatz) und aus der LULU-Serie. Letztere zählen zu den zentralen Motiven dieser Ausstellung. Die Frau ist den Herren dieser Welt wie dem ehemaligen italienischen Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi, dem einstigen Präsidenten des Internationalen Währungsfonds, Dominique Strauss-Kahn, dem leider noch nicht einstigen Donald „Duck“ Trump oder dem einstigen Filmmogul Harvey Weinstein, der mit seinen

Übergriffen letztlich die „Me Too“-Debatte ausgelöst hat, ausgeliefert. Da kann sie noch so deutlich abwehrend die Hand heben. Frank Wedekinds „Lulu“ ist allerdings kein Kind von Traurigkeit. Er hat sie selbst so charakterisiert: „In meiner Lulu suchte ich ein Prachtexemplar von Weib zu zeichnen, wie es entsteht, wenn ein von der Natur reich begabtes Geschöpf, sei es auch aus der Hefe entsprungen, in einer Umgebung von Männern, denen es an Mutterwitz weit überlegen ist, zu schrankenloser Entfaltung gelangt.“ Die Männer wiederum nehmen in Lulu lediglich die Spiegelbilder ihrer eigenen Weiblichkeitsvorstellungen wahr. Die Katastrophen setzen ein, wenn sich das Bild, das sie sich jeweils von Lulu gemacht haben, mit dem Handeln und der Erscheinungsform dieser Figur nicht mehr deckt, ...“ Einer dieser Männer ist übrigens Maler.

Diese Frauenfigur verkörpert letztlich, was der Wiener Bildhauer und Maler Alfred Hrdlicka in seinen an sexueller Drastik kaum zu überbietenden Bildern behauptet: „Alle Macht in der Kunst geht vom Fleisch aus.“ Dabei versteht er sich als „Grenzgänger“ zwischen den Extremen menschlicher Existenz, zwischen dem Apollinischen und Dionysischen, dem Normalen und Anormalen, dem Hässlichen und Schönen, dem Alltäglichen und Künstlichen.“ Ein wenig von diesem Selbstverständnis scheint auch bei den

Arbeiten von Dietmar Schmid durch. Dass ihm der kühne Naturalismus des österreichischen Kunstprofessors „ganz besonders imponiert“, wie er bekennt, sieht man seinen Skulpturen durchaus an. Die in ihrer ästhetischen Anmutung wirklich schöne „Aphrodite“, die sich vor dem Wasserbecken bückt, kann man als Hommage an den Altmeister empfinden. Mit ihr hat der Bildhauer Schmid einen lieblich-leiblichen Blickfang inmitten der ambivalenten Bilderwelt gesetzt. Er dürfte wiederum ganz im Sinne Hrdlickas sein. Dieser hat einmal bekannt: „„Ich bin kein Gegner der Schönheit. Aber ich denke, dass die mit Grausamkeiten dargestellte Schönheit durch den Schrecken einen besonderen Doppelwert gewinnt. Ich halte die Schönheit als Magneten ...für eine sehr wichtige Sache.“ „Doch dann gilt es, über das Hintergründige nachzudenken.“

Stichwort „Dionysien“. Dietmar Schmid hat unter dieser Überschrift drei Arbeiten dem griechischen Gott des Weins, der Freude, aber auch des Wahnsinns und der Ekstase gewidmet. Seine Festspiele zu Ehren des Gottes beschränken sich auf drei Arbeiten. Einmal auf den Schlawiner mit seiner Frau Aphrodite, mit der er neudeutsch eine sehr offene Beziehung geführt hat. Darauf verweist das Blatt mit den Bacchantinnen. Schließlich mit Ariadne. Sie hatte nur ein

Verhältnis mit Theseus. Weshalb die Griechen sie vermutlich die „Heiligste“ genannt haben.

Nun wird sich die eine oder der andere fragen, wo denn der Gegenspieler des Chaoten bleibt, der maßvolle Gott des Lichts und des Frühlings, Apoll. Ziemlich maßlos hat er allerdings dem Satyr Marsyas die Haut abgezogen, weil der Frechling behauptet hatte, er könne besser Flöte spielen als der Gott. Der Konflikt Oben-Unten geht selten gut für den Unteren aus. Indirekt tritt Apollon bei Schmid in Erscheinung. Indem er - flapsig gesagt - das Chaos, das der Künstler auf der Rückseite des Vlieses mit seinen Farb- und Vaselineaufträgen anrichtet, auf dem Weg nach vorne in eine bei gutem Willen des anschauenden Publikums einigermaßen verständliche Form bringt. Der Weg schiebt sich dem Gehenden – in diesem Fall dem Sehenden – quasi unter die Füße, wie ein chinesisches Sprichwort weiß.

Lassen Sie mich nochmals zu „Aphrodite“ zurückkehren. Die Schöne hat im Wortsinne ihre Schattenseite. Die „Schwarze“ hieß sie auf Korinth, andernorts die „Dunkle“. Weil sie angeblich nicht nur mit dem Olymp, sondern auch mit dem Totenreich verbandelt gewesen ist. Sie tritt auch mal in Waffen auf. Ein ambivalente Person. Hrdlicka würde sagen: Halt ein Weib.

Dieses Dunkle, die Nähe zu Tod und Vergänglichkeit nehme ich als Brückenschlag zu dem großen Bild ihr gegenüber. Hier die Göttin,

dort die Menschen. Dazu kommt mir ein Bild von Daniel Richter vor das geistige Auge. Es mutet wie ein Gegenentwurf zur Wand füllenden „Flucht aus Afrika“ von Dietmar Schmid an. Der „Dog Planet“ von 2002 zeigt eine Phalanx von behelmtten, verummumten Gestalten, die rot leuchtende Hunde an der Leine halten. Haben sie die Flüchtlinge vertrieben – oder wollen sie ihnen die Zuflucht verwehren?

Die „Flucht aus Afrika“ hat Prof. Dietmar Schmid – fast seherisch - schon vor acht Jahren in Mischtechnik gemalt. Eine kompakte braune Masse Mensch ist von links nach rechts in dynamischer Bewegung. Sie verlässt ihre am linken Bildrand mit Göttersymbolen charakterisierte Heimat ins Ungewisse. Die vorderen Figuren treten ins Leere. Was lassen sie zurück? Ihre Identität? Der Maler merkt dazu an: „Mir war damals schon klar, dass der Aufbruch kommen wird.“

Wir brechen an dieser Stelle auf nach draußen, zu den bildhauerischen Werken. Vorbei noch an einigen Monotypien, die lesbische Paare zeigen. Mit der „Skarifikation“ hat sich der Bildhauer Schmid etwas gegönnt. Aus weißem Marmor hat er den Torso der Liegenden mit den an kultische Bräuche oder juvenile Verirrungen erinnernden Ritzungen gehauen. Echter Marmor, da strahlen seine Augen. Sein Bildhauerkollege und Lehrmeister Christoph Traub hat die Schnitte als

„Reißverschluss“ interpretiert. Die Gedanken sind frei. Für die „Contorsion“, vulgo den Schlangenmenschen, hat er sich an Quarzit-Sandstein abgearbeitet. Und die weibliche „Freiheit“ hat er in bester Hrdlicka-Manier reliefartig aus dem Muschelkalkfelsen befreit. Der Anblick der aus Juramarmor geschlagenen so jämmerlich daliegenden „Agonie“ lässt einen frösteln.

Deshalb gehen wir schnell wieder zu den Skulpturen innen. Die weiblichen Torsi aus „life“ gescanntem Holz und aus mit dem Laser geschnittenem Stahlblech erinnern an Schmidts Lehrtätigkeit an der Hochschule Aalen. Ganz sportlich bezeichnet ihr Schöpfer die Serie der „Torsi“ aus rotem Sandstein, mit der er das Bildhaueralphabet durchdekliniert, als „gymnastische Übungen“.

In einem Buch über die Kunst Alfred Hrdlickas konstatiert Ursula Harter unter dem Titel „Geschunden, gehäutet, zu Tode gearbeitet“, Im Torso, der die Ambivalenz zwischen Zerstörung und Vollendetsein offenbar macht, scheinen sich die künstlerischen Prinzipien des ‚Apollinischen‘ und des ‚Dionysischen‘ in idealer Weise zu paaren.“ Mit der Überschrift übernimmt sie ein Bekenntnis des Bildhauers. Das, was Apollo Marsyas angetan habe, habe er seinen Skulpturen angetan. Schmidts „Sturz“ schreibt dieses Bekenntnis fort. Zugleich ist das Rudiment ein

kühnes Spiel mit der Balance des gekrümmten massiven Juramarmors. Roh behauen und zerklüftet empfängt uns der liegende Torso „Tod und Auferstehung“. Mit diesem Werk aus Juramarmor hat Dietmar Schmid die Quintessenz dieser facettenreichen Ausstellung in Stein geschlagen.

Bevor ich zum Schluss komme, muss ich den Blick noch 60 Jahre zurückwerfen. Ganz abstrakt hat sich damals der 18 Jahre alte Gymnasiast aus Biberach im Bundeswettbewerb „Jugend sieht Deutschland“ mit seinem Bild „Das geteilte Deutschland will sich mit aller Kraft vereinigen“ den ersten Preis gesichert. Und das bei 80.000 eingereichten Arbeiten. Hänchen hatte offensichtlich schon sehr viel gelernt.

Ganz apollinisch und dionysisch lege ich Ihnen vier Sprüche ans Herz, die auf den Mauern eines delphischen Tempels stehen. Gefunden habe ich sie in dem von Umberto Eco herausgegebenen Buch „Die Geschichte der Schönheit“:

„Das Richtigste ist das Schönste“

„Beachte die Grenze“

„Hasse die Hybris“

„Nichts im Übermaß“

Deshalb Schluss für heute!